

„Old Europe“ schwächelt

von Oliver Landmann

Der Seitenhieb sass. Als der amerikanische Verteidigungsminister Donald Rumsfeld diejenigen europäischen Nationen, die ihm nicht auf den Kriegspfad folgen wollten, kurzerhand als „Old Europe“ abkanzelte, war die Betroffenheit sichtlich grösser, als es die so Geschmähten zugeben wollten. Die Bemerkung hat wohl nicht nur deshalb einen rohen Nerv getroffen, weil sie geopolitischen Bedeutungsverlust suggeriert, sondern weil das „alte“ Europa auch ökonomisch schwächelt und gerade im Vergleich zu dem selbstbewusst auftretenden Amerika derzeit wenig vorteilhaft dasteht.

Bezeichnend ist die Passivität, mit der das „alte“ Europa die anhaltende Konjunkturlaute hinnimmt. Die zusätzlichen Ungewissheiten, die sich aus dem Irak-Krieg ergeben, können da nicht als Ausrede herhalten, im Gegenteil. Zwar durchlaufen auch die USA nach dem Höhenflug der 90er Jahre eine Phase der konjunkturellen Abkühlung, die sich nicht zuletzt auch deshalb hinzieht, weil der vorangegangene Investitionsboom Überkapazitäten hinterlassen hat. Aber den Amerikanern ist trotz allen Unwägbarkeiten, die derzeit das Investitionsklima belasten, weit eher zuzutrauen, aus eigener Kraft wieder aus dem Konjunkturloch herauszufinden. Denn sie haben die Weichen mit Zins- und Steuersenkungen entschlossen auf Expansion gestellt, und die private Wirtschaft ist ungeachtet der Skandale und Exzesse, die sie in den vergangenen Jahren produziert hat, durchaus fähig, die Impulse aufzunehmen und früher oder später wieder in beschleunigtes Wachstum umzusetzen.

Ganz anders die Lage im „alten“ Europa: Die Finanzpolitik sieht sich in der Zwangsjacke des Stabilitätspakts ihrer Handlungsspielräume beraubt und verschärft damit die Nachfrageschwäche. Die Europäische Zentralbank verspürt nur wenig Lust, der lahmen Konjunktur auf die Sprünge zu helfen, wofür sie im übrigen auch kein Mandat hat. Mit der zögerlichen Lockerung ihrer Geldpolitik hat sie noch nicht einmal die Bremswirkungen des auf den Devisenmärkten wiedererstarteten Euro wettgemacht, geschweige denn einen expansiven Akzent gesetzt. Obwohl die Exportwirtschaft von der Euro-Aufwertung am meisten betroffen ist, ruhen auf ihr fast alle Hoffnungen auf konjunkturelle Besserung. Erfüllen können sich diese Hoffnungen indes nur, wenn die Weltkonjunktur wieder Tritt fasst. Und damit wiederum ist kaum zu rechnen, bevor die US-Wirtschaft wieder in Schwung kommt. So ist dasselbe Europa, das sich doch durch die Schaffung eines integrierten Binnenmarkts und einer gemeinsamen Währung als zweites grosses Machtzentrum der Weltwirtschaft etablieren wollte, nun darauf angewiesen, sich einmal mehr an die amerikanische Konjunkturlokomotive anhängen zu können.

Und es wird nicht besser, wenn man über den Tellerrand der aktuellen Konjunkturprojektionen hinausblickt. Konjunkturzyklen kommen und gehen. Worauf es über die Zyklen hinweg ankommt, ist die langfristige reale Einkommensentwicklung. Diese hängt entscheidend vom Wachstumstrend der Arbeitsproduktivität ab. Und gerade dort offenbaren die Kernländer des „alten“ Europa ebenfalls Ermüdungserscheinungen - sowohl im Vergleich zu einigen munter prosperierenden kleineren Ländern an der Peripherie Europas als auch im Vergleich zu den USA.

Bis in die frühen 90er Jahre hinein wuchs die Produktivität in der Europäischen Union deutlich schneller als in den USA, auch wenn die aussergewöhnliche Dynamik der ersten Nachkriegsjahrzehnte nicht mehr erreicht wurde. Heute ist es umgekehrt, weil sich das Produktivitätswachstum in Europa weiter verlangsamt hat, während es sich in den USA im Laufe der 90er Jahre stark beschleunigte. Einiges spricht dafür, dass diese unterschiedlichen Produktivitätstrends auch jenseits der momentanen Konjunkturabkühlung andauern werden. Neuere Studien orten die Ursache der sich öffnenden Produktivitätsschere vor allem im Bereich der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien, die zwar noch vor kurzem manche Hoffnungen geweckt hatten, die unerfüllt blieben, aber dessen ungeachtet fortfahren, den Wirtschafts- und Arbeitsalltag nachhaltig zu verändern. Diese Veränderungen stellen hohe Anforderungen an die Flexibilität der Produktionsprozesse, d.h. an die Fähigkeit zur durchgreifenden Umgestaltung eingefahrener Abläufe. Hiermit tun sich die reifen Volkswirtschaften des „alten“ Europa mit ihren vergleichsweise stark regulierten Märkten offensichtlich schwer.

Dabei brauchen die effizientesten Volkswirtschaften Europas den Vergleich mit den USA in Bezug auf das erreichte Niveau der Arbeitsproduktivität überhaupt nicht zu scheuen. Wenn sie trotzdem ein deutlich niedrigeres reales Pro-Kopf-Einkommen als die USA erzielen, so nicht deshalb, weil sie aus der Arbeitsstunde weniger herausholen, sondern weil sie pro Kopf der Bevölkerung viel weniger Arbeitsstunden leisten. Kürzere Arbeitszeiten, längere Ferien, tiefere Erwerbsbeteiligung und höhere Arbeitslosigkeit fordern alle ihren Tribut.

An dem geringen Arbeitseinsatz wäre nichts auszusetzen, wäre er allein darauf zurückzuführen, dass die Europäer Lebenskünstler sind, dies sich zum Motto gemacht haben, dass sie arbeiten um zu leben, und nicht etwa umgekehrt. Ein bedeutender Teil der Unterschiede in der Zahl geleisteter Arbeitsstunden reflektiert aber nicht unterschiedliche Einstellungen zu Arbeit und Freizeit, sondern die sattsam bekannten Funktionsstörungen der Arbeitsmärkte und die defensiven Symptomkuren, mit denen die Politik vielerorts darauf reagiert hat. Diese kann sich Europa schon deshalb immer weniger leisten, weil seine Bevölkerung rasch altert und auf seine aktiven Generationen daher immer grössere Lasten zukommen. Wenn es ihm angesichts dieser Perspektive nicht gelingt, seine Erwerbsfähigen wirkungsvoller zu aktivieren und sein Produktivitätswachstum wieder anzukurbeln, könnte Europa bald einmal wirklich alt aussehen.

Oliver Landmann ist ordentlicher Professor für theoretische Volkswirtschaftslehre an der Universität Freiburg i.Br.

(oliver.landmann@vwl.uni-freiburg.de)